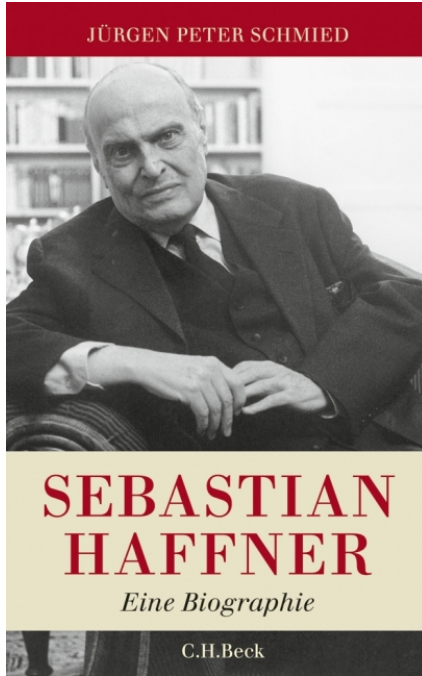


Unverkäufliche Leseprobe



Jürgen Peter Schmied
Sebastian Haffner
Eine Biographie

683 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-60585-7

EINLEITUNG

Sebastian Haffner war einer der ungewöhnlichsten deutschen Journalisten des 20. Jahrhunderts. Zweimal, zunächst in England und anschließend in der Bundesrepublik, gelang ihm eine beachtliche Karriere. Haffners politische Kommentare erschienen unter anderem in der angesehenen Wochenzeitung *The Observer*, später in der auflagenstarken Illustrierten *Stern*. Daneben verfaßte er Geschichtsdarstellungen, von denen einige, allen voran die 1978 vorgelegten *Anmerkungen zu Hitler*, zu Bestsellern wurden. Zusätzliche Aufmerksamkeit erregte er aufgrund seiner Vorliebe für polemische Zuspitzungen, ausgefallene Fragestellungen und kühne Prognosen, eine Neigung, die ihm leidenschaftliche Zustimmung ebenso wie heftigste Ablehnung eintrug. Aber selbst noch nach seinem Tod sorgte Haffner für Aufsehen. Die Erinnerungen, die der 1999 verstorbene Publizist Ende der dreißiger Jahre im englischen Exil geschrieben hatte, wurden im Sommer 2000 unter dem Titel *Geschichte eines Deutschen* mit großem Erfolg veröffentlicht, und im folgenden Jahr beförderte eine aufgeregte Debatte über die Datierung dieser Memoiren ihn noch einmal in die vordersten Schlagzeilen. Kurzum: Er war einer der Großen seiner Zeit.

Im Fall Haffner gehört zu einem originellen und facettenreichen Werk ein vielseitiger und faszinierender Autor. Bereits sein nationales Selbstverständnis war kompliziert: Er betrachtete Deutschland als seine Heimat, fühlte sich als Preuße und war stolz auf seinen britischen Paß. Auch sein Berufsweg verlief keineswegs geradlinig. Als junger Mann träumte Haffner von einer Karriere als Schriftsteller, studierte aber Jura und wurde schließlich Journalist. Geradezu berüchtigt war und ist er für die zahlreichen und tiefgreifenden politischen Meinungsänderungen, die er im Laufe seines langen Lebens vorgenommen hat. Galt er vor dem Bau der Berliner Mauer als «Kalter Krieger» und Konservativer, so setzte er sich seit Mitte der sechziger Jahre für eine internationale Entspannungspolitik ein und unterstützte später wortgewaltig die Außerparlamentarische Opposition. Die deutsche Teilung hat Haffner zunächst gefordert und befürwortet, dann über knapp zwei Jahrzehnte hinweg leidenschaftlich bekämpft und sie

schließlich entschieden verteidigt – selbst als sie gar nicht mehr Bestand hatte. Auch für seinen Kollegen Peter Bender, der ihm vergleichsweise nahe stand, war er daher «die wohl irritierendste Gestalt der deutschen Nachkriegspublizistik».¹

Über die Motive und Ursachen für Haffners drastische Positionswechsel ist bereits zu seinen Lebzeiten oft und ausgiebig spekuliert worden. Seine Kritiker, von denen es insbesondere während der sechziger Jahre viele gab, bezichtigten ihn entweder des Opportunismus oder warfen ihm vor, nur Aufsehen erregen zu wollen. Ein Zeuge seiner diversen Haltungen will sich etwa «beizeiten das Bon- oder auch Mauvais-mot» zurechtgelegt haben, daß man Haffners Wandlungen «vielleicht als Errungenschaft seiner angelsächsischen Karriere betrachten dürfe, von der er etwas Selling-promotion mitbrachte und seine Weltbilder auch nach mehreren Jahren wechselte, bevor sie ihre Anziehungskraft verloren, – wie auch die amerikanische Autoindustrie ihre Modelle wechselt».²

Anderen Einschätzungen zufolge wollte Haffner mit seinen Stellungnahmen zum Tagesgeschehen – so unterschiedlich sie auch ausfielen – übergeordnete Entwicklungen, etwa die Deutschlandpolitik, beeinflussen.³ Aber vielleicht, so weitere Erklärungsversuche, lagen die Gründe für seine Wandlungen auch in seiner Persönlichkeit, in seinem künstlerischen Naturrell oder in der spielerischen Veranlagung seines Intellekts.⁴ Haffner selbst hat dagegen versichert, in seinen Kolumnen stets seine unmittelbaren Ansichten vertreten und mit seinen Meinungsänderungen nur auf die jeweiligen politischen Umstände reagiert zu haben. Uwe Soukup, Verfasser der ersten Biographie über Sebastian Haffner, hat sich dieser Sichtweise angeschlossen und Haffners grundlegenden Positionswechsel in den Jahren 1962 und 1963 mit «einer sehr pragmatischen Neubewertung der weltpolitischen Lage» erklärt.⁵ War er also ein Journalist mit dem Kalkül eines Realpolitikers?

Trotz der tiefen Brüche in Haffners Biographie ist immer wieder versucht worden, seine eigentliche Weltanschauung zu ergründen. Auch wenn die meisten der zeitgenössischen Beobachter ihre Einschätzungen unter Vorbehalt formulierten, so hielten ihn doch die einen für einen Liberalen, der, ohne unmittelbar verfolgt zu sein, aus dem «Dritten Reich» emigriert war und später als Journalist immer wieder gegen die Bedrohung der Freiheit und die Einschränkungen demokratischer Grundrechte Einspruch eingelegt hat, während die anderen stärker die konservativen Facetten Haffners hervorhoben, sein persönliches Auftreten, seine bürgerliche Bil-

dung sowie sein traditionelles Verständnis vom Staat, von der Politik und vom Verlauf der Geschichte. «Ein Konservativer ist er zweifellos», meinte Wilhelm von Sternburg, einen «Konservative[n] des Fortschritts», nannte ihn Peter Steinbach, einen «liberale[n] Konservative[n]» der *Stern*. «Er blieb im Grunde ein eigenwilliger Liberaler, der manchmal auch konservativen Neigungen huldigte», resümierte dagegen Volker Ullrich in seinem Nachruf. Aber auch auf die Ansicht, er sei «eigentlich ein im 19. Jahrhundert beheimateter Nationalist» gewesen, kann man in den unzähligen Artikeln, die über ihn verfaßt wurden, stoßen.⁶

«Vielleicht wird man Haffner am ehesten gerecht, wenn man vermutet, daß er gerne ein Konservativer gewesen wäre», lautet das Fazit, das Uwe Soukup am Ende seiner 2001 veröffentlichten Lebensbeschreibung gezogen hat, ein allerdings irrealer Befund, denn – so der Journalist, der Haffner noch persönlich gekannt hat, weiter – «wie sollte das gehen? In Deutschland? In diesem Jahrhundert?» Zu der Einschätzung, Haffner sei «politisch unbehaust» gewesen, ist auch Daniel Kiecol gekommen, der 2002 mit dem thematisch gegliederten Abriß *Haffner für Eilige* eine Art Ergänzungsband zu Soukups Biographie vorgelegt hat und der wie sein Vorgänger im Zusammenhang mit Haffners Meinungswechseln dessen realpolitische Denkweise betont, aber auch auf die Emotionalität des berühmten Journalisten verwiesen hat.⁷ Ralf Beck schließlich, dessen umfassende wissenschaftliche Untersuchung zu Haffners deutschlandpolitischen Ansichten im Jahr 2005 erschienen ist, hat in ihm einen «konservativen Liberalen» gesehen und sein Engagement als eine Art journalistischen «Staatsdienst» gedeutet, zum «Nutzen des Staatsvolks und im Interesse der Staatsvernunft». Darüber hinaus liegen eine Reihe von Spezialstudien vornehmlich zu Haffners Exilzeit vor, unter denen die akribisch recherchierte Diplomarbeit Jutta Krugs aus dem Jahr 1990 herausragt.⁸

Warum also noch eine weitere Abhandlung? Zum einen, weil Daniel Kiecol und Uwe Soukup für ihre Bücher fast gar keine archivalischen Quellen herangezogen haben und auch Ralf Beck in seiner historischen Dissertation nur sporadisch auf Dokumente aus Haffners Nachlaß zurückgegriffen hat; zum anderen, weil sich Kiecol und Beck weitgehend auf eine rein werkimmanente Analyse beschränkt haben, ohne die Umstände von Haffners Einlassungen, geschweige denn dessen Persönlichkeit hinreichend zu berücksichtigen. Aber kann man den schillernden Journalisten wirklich verstehen, indem man allein seine Äußerungen, nicht aber deren vielfältige Voraussetzungen und Implikationen in den Blick nimmt?

Die klassische Biographenfrage «What made him tick?» ist im Fall Haffners also noch nicht hinreichend geklärt. Um den Antriebskräften seines Handelns auf die Spur zu kommen, sollen deshalb im folgenden seine Ansichten und Deutungen vor dem jeweiligen Zeithintergrund dargestellt werden. Nur so ist das zentrale Problem dieser Arbeit, nämlich ob Haffner ein Opportunist, ein vorsätzlicher Provokateur oder ein genuin eigenständiger Beobachter war, zu lösen, und nur im ständigen Vergleich mit seinem Umfeld kann das Besondere, mithin das im wahrsten Sinne des Wortes «Eigentümliche» dieses Menschen herausgearbeitet werden.

Des weiteren ist eine wesentliche Aufgabe der folgenden Seiten, das Ausmaß von Haffners verschiedenen Positionswechseln zu bestimmen und – *vice versa* – nach eventuellen Kontinuitäten seines Denkens zu fahnden. Außerdem wird das erwähnte Durcheinander in seiner nationalen Identität ein Thema sein, und immer wieder soll versucht werden, die Reichweite seines Einflusses zu taxieren. Insbesondere aber gilt es, Haffners Erfolgsgeheimnis zu lüften, namentlich, wie es ihm gelungen ist, im britischen Journalismus während des Zweiten Weltkrieges Fuß zu fassen und später über alle Rochaden und Meinungsexzesse hinweg seine Glaubwürdigkeit zu bewahren.

Schließlich birgt die verknüpfende Betrachtung von Individuum und Umfeld auch über den eigentlichen Gegenstand hinausweisende Erkenntnischancen, die zunehmend anerkannt werden und auch der Biographie, einem zeitweiligen Stiefkind der akademischen Geschichtsforschung, wieder zu wissenschaftlicher Salonfähigkeit verholfen haben. Denn gerade dieses Genre bietet die Möglichkeit, die Bedeutung kultureller und sozialer Phänomene anhand eines konkreten Einzelfalls zu studieren und vielleicht sogar zu allgemeinen Aussagen über ihren Wirkungsgrad zu gelangen.⁹ Haffner wird also bisweilen zum Prüfstein, etwa für diverse generationspezifische Thesen, die in den letzten Jahren für Aufsehen gesorgt haben.

Wie ihre Vorgängerstudien fußt auch diese Arbeit auf dem umfangreichen Œuvre Haffners, seinen Berichten, Kommentaren, Rezensionen, Essays und sonstigen Artikeln sowie – natürlich – auf seinen Büchern.¹⁰ Sofern die veröffentlichte Urfassung eines Textes vorlag, diente sie in der Regel als Referenzquelle; in einigen Ausnahmefällen, wie bei Haffners Geschichtsserien im *Stern*, wurde auf die Buchausgaben zurückgegriffen, um die zahllosen Besitzer dieser Werke in die Lage zu setzen, den angegebenen Zitaten und Verweisen nachgehen zu können.

Das zweite Standbein stellt – es ist bereits angeklungen – Haffners

Nachlaß im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde dar, den der Verfasser erschlossen und ausgewertet hat. Außerdem war es dem Biographen erlaubt, Haffners Tagebücher aus dem gesperrten Teil der Hinterlassenschaften einzusehen,¹¹ eine ungemein wichtige Quelle für die Kinder- und Jugendjahre sowie für das Naturell des Journalisten im allgemeinen. Freilich sind solche persönlichen Quellenkonvolute immer auch ein Geschenk des Zufalls und von daher in ihrer Zusammensetzung oft willkürlich und ungleichmäßig. So enthalten Haffners Papiere aus einigen Lebensphasen wie den englischen Exiljahren beinahe überhaupt keine Dokumente, während aus der Zeit nach 1960 das Gros seiner Manuskripte, Akten und Korrespondenz vorliegt. Aber für diesen Abschnitt fehlen persönliche Briefwechsel fast völlig, und nur manchmal sind Haffners Antworten auf die an ihn gerichteten Schreiben überliefert.

Die Gründe für diesen Flickenteppich sind mannigfach. Ein Teil der Verluste ist sicherlich auf Haffners verschlungenen Lebensweg sowie auf seinen nicht besonders ausgeprägten Ordnungssinn zurückzuführen – letzterem Umstand hatte bis zu ihrem Tod immerhin seine erste Frau entgegengewirkt. Andere Ausfälle gehen auf das Konto der rapiden Technisierung im 20. Jahrhundert. War es bis in die dreißiger Jahre üblich, sich in Briefen ausführlich mitzuteilen und Verabredungen jeglicher Art per Postkarte zu treffen, so findet sich seit 1960 auf Einladungen oder Anfragen immer häufiger die handschriftliche Notiz «telefonisch abgesagt» oder einfach nur «erledigt» – bedauerlicherweise, denn selbst Absagebriefe können ungemein aufschlußreich sein, wie nicht zuletzt einige Exemplare aus Haffners Nachlaß belegen.¹²

Um die Überlieferungslücken zu schließen, wurde die Recherche auf weitere Bestände, insbesondere die Nachlässe von Weggefährten und Kollegen, ausgedehnt. Konnte auf diesem Wege unser Wissen über Haffners erste Lebenshälfte durch einige Trouvailles aufge bessert werden, so ging die Erfolgsquote, was spätere Phasen seiner Laufbahn betraf, deutlich zurück, eine an und für sich vorhersehbare Ausbeute, dürfte doch so manches interessante Dokument, das jetzt noch auf entlegenen Dachböden, in irgendwelchen Schreibtischen oder Aktenschränken lagert, erst in Jahren oder Jahrzehnten an die Öffentlichkeit gelangen, wenn überhaupt. Aber bei einer Arbeit, die bis an die unmittelbare Gegenwart heranreicht, gehören solche Unwägbarkeiten nun einmal dazu.

Auf die Nutzung einer anderen potentiellen Quelle wurde hingegen bewußt verzichtet. Die Gespräche, die der Verfasser mit Weggefährten

Haffners geführt hat, sind nicht als konstitutive Grundlage dieser Abhandlung verwendet worden, sondern dienten nur dem Zweck, den Biographen mit Ideen und Anregungen zu versorgen. Wie problematisch solche Zeitzeugenbefragungen sind, läßt sich nicht zuletzt anhand der Interviews studieren, die Haffner als älterer Herr gegeben hat und in denen er aus der Distanz oft mehrerer Jahrzehnte teilweise zu Urteilen kam, die sich wesentlich von seinen zeitgenössischen Auffassungen unterschieden, wobei ihm keineswegs eine bewußte Manipulation unterstellt werden soll. Seine nachträglichen Äußerungen sind deshalb nur sehr sparsam und nach sorgfältiger Prüfung in den folgenden Text eingeflossen, und die Berichte und Erzählungen, die der Verfasser im Rahmen seiner Recherchen zu hören bekam, eben gar nicht. Schließlich hat Haffner selbst einmal bemerkt, daß ein Achtzigjähriger und ein Dreißigjähriger «zwei verschiedene Menschen» seien, «obwohl sie denselben Namen tragen».¹³ Und warum sollte das, was er 1989 mit Blick auf seinen NS-belasteten Kollegen Werner Höfer festgestellt hat, nicht auch für andere gelten?

Abschließend noch ein Wort zur Strukturierung der Untersuchung. Gerade um die diversen Brüche in Haffners Biographie ausleuchten und ihre Tragweite möglichst exakt ausloten zu können, lag es nahe, sein Leben chronologisch zu beschreiben und so anhand der ganzen Breite der von ihm vorgelegten Veröffentlichungen Wandel und Kontinuität seines Denkens herauszuarbeiten. Berufliche Etappen oder bestimmte weltanschauliche Phasen des Protagonisten, zuweilen auch wichtige politische Ereignisse lieferten den gewissermaßen natürlichen Rahmen für die einzelnen Kapitel, die – zumindest wenn sie von äußerst produktiven Zeiten des Journalisten handeln – nach thematischen Gesichtspunkten untergliedert wurden.

**1. BÜRGERLICHER HINTERGRUND
UND EIN AUSGEFALLENER CHARAKTER
(1907–1933)**

Originaldokument
© Verlag C.H. Beck

Sebastian Haffner kam am 27. Dezember 1907 auf die Welt und erhielt von seinen Eltern, dem Berliner Gemeindefullehrer Carl Louis Albert Pretzel und dessen Frau Wanda, den Namen Raimund Werner Martin. Das Pseudonym, unter dem er später Berühmtheit erlangte, hat er erst 1940 im englischen Exil angenommen, als er befürchten mußte, daß die von ihm verfaßten Artikel und Bücher seine in Deutschland verbliebenen Angehörigen gefährden könnten. Vielfältige Überlegungen gingen der Umbenennung voraus. Der gesuchte Deckname, hat Haffner zurückblickend berichtet, sollte leicht über englische Lippen kommen, zugleich aber auch vernehmlich an seine deutsche Herkunft erinnern. Außerdem habe er nicht als jüdischer Autor firmieren wollen. Von daher sei ihm Sebastian Haffner als eine besonders glückliche Wahl erschienen, zumal er gehofft habe, mit ihr Assoziationen an Johann Sebastian Bach sowie an die Haffner-Serenade und die Haffner-Sinfonie zu wecken, zwei bekannte Orchesterwerke Wolfgang Amadeus Mozarts, die der Komponist 1776 und 1782 für Mitglieder der Salzburger Patrizierfamilie Haffner geschrieben hatte.¹

Die letzten Erwägungen lassen deutlich die bildungsbürgerlichen Verhältnisse anklingen, in denen Raimund Pretzel aufwuchs. Der elterliche Haushalt war mit einer umfangreichen Bibliothek, zahlreichen Musikinstrumenten sowie mit einem Dienstmädchen ausgestattet, und neben Darbietungen des Familienquartetts, das sich aus Raimund und seinen drei erheblich älteren Geschwistern zusammensetzte, gehörten Konzert- und Theaterbesuche sowie abendliche Vorlesestunden des Vaters zu den bevorzugten Freizeitbeschäftigungen.²

Die Pretzels waren Neuankömmlinge in dieser Gesellschaftsschicht. Wie aus undatierten und schon nach wenigen Seiten wieder abgebrochenen Aufzeichnungen von Haffners Vater hervorgeht, war seine Familie in dem pommerschen Dorf Großtychow beheimatet gewesen, das im Kreis Bel-

gard, etwa 150 Kilometer nordöstlich von Stettin, liegt. Dort waren die Pretzels, die aller Wahrscheinlichkeit nach slawische Vorfahren hatten und aus der Danziger Gegend stammten, zwischen 1770 und 1790 ansässig geworden und hatten in der Folgezeit das erbliche Amt des Schulzen bekleidet beziehungsweise als freie Bauern und Handwerker ihren Lebensunterhalt verdient. Der 1830 geborene Friedrich Pretzel, Haffners Großvater, soll zuerst Tischler gewesen sein, ehe er auf dem zweiten Bildungsweg den Lehrerberuf erlernt hat, den er zunächst in seinem Heimatdorf, dann in einer benachbarten Ortschaft ausübte. Sein Sohn, Louis Pretzel, war 1864 noch in Großtychow zur Welt gekommen, und da er schon als Kind ein starkes Interesse an Literatur gezeigt haben soll, lag es nahe, daß er den Beruf des Vaters ergriff. Damit begann eine steile Karriere. Pretzels erste Stelle war zwar noch im pommerschen Lauenburg gewesen, doch 1893 wurde er an eine Berliner Gemeindeschule berufen, was eine Art von Beförderung bedeutete, schließlich fanden die Volksschullehrer in größeren Städten oft vergleichsweise vorteilhafte Bedingungen vor, von kleineren Klassen mit einer halbwegs einheitlichen Altersstruktur bis hin zu einem höheren Einkommen. 1908 stieg Haffners Vater zum Rektor einer Schule im Prenzlauer Berg auf, 1919 erhielt er eine Anstellung im Preußischen Kultusministerium, um an einer grundlegenden Reform des Volksschulwesens mitzuarbeiten, und 1922 avancierte er zum Leiter der Volksschulabteilung des Berliner Provinzialkollegiums. 1929 trat der Fünfundsechzigjährige im Dienstgrad eines Regierungsdirektors in den Ruhestand.³

So glänzend sich Pretzels Laufbahn von ihrem Ende her betrachtet ausnimmt, im Kaiserreich war sein Fortkommen doch eher ein Dutzendsschicksal gewesen. Die Herkunft aus einer Handwerkerfamilie war für Volksschullehrer beinahe repräsentativ, und in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg hatte sein Berufsstand eine allgemeine und vielseitige Aufwertung erlebt, zumal in Preußen. Da die Bildung breiter Schichten allmählich als wichtiges Staatsziel erkannt wurde, stiegen die Einstellungszahlen deutlich an – auch im Verhältnis zur wachsenden Zahl der Schüler; und neben den dadurch eröffneten Karrieremöglichkeiten verbesserten sich die wirtschaftliche Lage und das Ansehen der Volksschullehrer. Der Wechsel in die pulsierende Reichshauptstadt war, im ganzen gesehen, gleichfalls ein Massenphänomen. Allein in den ersten dreißig Jahren des Kaiserreiches verdreifachte sich die Einwohnerzahl Berlins auf 2, 7 Millionen Menschen, und einer verbreiteten Redensart zufolge kam jeder echte Berliner aus Schlesien – oder eben aus einer anderen Provinz.⁴

Dennoch scheint sich Louis Pretzel durch Intelligenz, Begabung, Ehrgeiz und Fleiß vom Gros seiner Kollegen abgehoben zu haben. Sebastian Haffner hat seinen Vater mehrfach als einen außergewöhnlich klugen und gebildeten Mann porträtiert und als Musterbeispiel eines umsichtigen und abgeklärten preußischen Beamten beschrieben. Gleichermaßen rühmen die Artikel, die ihm zu diversen Anlässen gewidmet wurden, einhellig seinen Arbeitseifer, sein pädagogisches Fachwissen sowie seine ruhige, sachbezogene und stets rationale Argumentationsweise. Letztere attestierten ihm sogar seine schulpolitischen Kontrahenten. Er sei stets ein «aufrichtiger und ehrlicher Gegner gewesen», berichtete die der Zentrumspartei nahestehende Zeitung *Germania* im Oktober 1929, und zudem «gerecht und in jeder Hinsicht objektiv» in seiner Amtsführung.⁵

Unter Beweis stellen konnte Louis Pretzel seine beträchtlichen Fähigkeiten zunächst im «Deutschen Lehrerverein». In ihm übernahm er – wohl auch, weil im Kaiserreich seine beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten begrenzt waren – alsbald eine Vielzahl von Aufgaben. Er gehörte beispielsweise fünfunddreißig Jahre dem geschäftsführenden Ausschuß an und gab zwischen 1913 und 1932 *Die deutsche Schule*, die fachwissenschaftliche Zeitschrift des Verbandes, heraus. Aus diesem Engagement rührten auch die Spannungen mit dem politischen Katholizismus. Der «Deutsche Lehrerverein» war nämlich fortschrittlich und reformerisch orientiert und betrachtete es als eines seiner Hauptanliegen, den kirchlichen Einfluß auf das Schulwesen, der vor allem in Preußen sehr ausgeprägt war, zurückzudrängen. Wie man sich denken kann, stießen derartige Pläne auf erbitterten Widerstand, insbesondere des katholischen Klerus, der auf dem bestehenden, konfessionell gegliederten Schulsystem und einem religiös fundierten Unterricht beharrte, was bis in die zwanziger Jahre immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen, ja nachgerade zu einem schulpolitischen Kulturkampf führte.⁶

Fortschrittlich, wenn nicht sogar modern waren auch Louis Pretzels pädagogische Ansichten. Sie stimmten weitgehend mit denen des Münchner Reformpädagogen Georg Kerschensteiner überein, der in die lebhafte erziehungswissenschaftliche Diskussion zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Konzept der «Arbeitsschule» eingebracht hatte. Es sah vor, dem kindlichen Entdeckungsdrang größeren Freiraum zu gewähren und an Stelle des üblichen Auswendiglernens das selbständige Erarbeiten zu setzen. In eben diese Richtung zielte auch die von Louis Pretzel angestoßene Reform des preußischen Volksschulwesens. Wie er in einer begleitenden Broschüre

erläuterte, sollte der zu vermittelnde Stoff nach Möglichkeit «innerlich erlebt und selbsttätig erworben» werden. Zu diesem Zweck empfahl er, den Unterricht mit didaktischen Spielen, Handarbeiten und Beobachtungen der Natur und des Alltagslebens zu bereichern und die «heimatliche Umwelt» der Schüler, beispielsweise ihren jeweiligen Dialekt, stärker in den Lernprozeß einzubeziehen.⁷

Allzu modern darf man sich Louis Pretzels Sicht auf die Welt indes nicht vorstellen. Als Neuankömmling im Bürgertum sowie als Verfechter einer progressiven Bildungsreform neigte er zwar linksliberalen Positionen zu, und wie viele führende Vertreter des «Deutschen Lehrervereins» hat er sich wahrscheinlich sogar den entsprechenden politischen Organisationen angeschlossen, zunächst der Fortschrittlichen Volkspartei, dann, in der Weimarer Republik, der Deutschen Demokratischen Partei (DDP), bei der auch der spätere Bundespräsident Theodor Heuss eingeschrieben war. Aber schon der griesgrämige Pessimismus, der ihn zum Leidwesen einiger Familienmitglieder des öfteren überfiel, war kaum mit der zukunftsfrohen liberalen Fortschrittsideologie vereinbar.⁸

Ähnlich verhielt es sich mit seinem preußisch-patriotischen Wertekorsett. Den Machtzuwachs des deutschen Parlaments, der in der zweiten Hälfte des Ersten Weltkrieges einsetzte, registrierte Louis Pretzel mit ärgerlicher Skepsis, da er befürchtete, daß der verstärkte parteipolitische Einfluß die Geschlossenheit der deutschen Gesellschaft aufbrechen könne.⁹ Und nicht nur das. «Die Richtigkeit meiner Ansicht, daß die preußischen Junker immer noch etwas gerechter und milder regieren (abgesehen davon, daß sie das Regieren rein technisch besser verstehen) als die Arbeiter, zeigt sich übrigens jetzt schon in vollster Klarheit», schrieb er im Oktober 1917 seinem Sohn Ulrich an die Front, und ein halbes Jahr später beklagte er sich bitter über das neue politische Führungspersonal. «Es ist ein Elend, daß das Preußentum ausgestorben scheint», lamentierte er im März 1918. «Die Süddeutschen, die jetzt das Heft in der Hand haben, der Hesse Hertling, der Bayer Kühlmann, der Schwabe Payer, haben, wie's scheint kein Eisen im Blut, von dem Kurhessen Scheidemann und dem anderen Schwaben Erzberger, der es für seinen Beruf zu halten scheint, der Welt zu beweisen, daß die Schwabenstreiche doch kein leerer Wahn sind, ganz zu schweigen.»¹⁰

Jene spannungsvolle Mischung aus Liberalität, Vernünftigkeit und altpreußischem Idealismus hat Louis Pretzel anscheinend auch seinem Sohn Raimund mitgegeben, der im Rückblick nicht müde wurde zu betonen,

wie bedeutsam sein Vater für seine geistige Entwicklung gewesen sei. Hinzu kam das bildungsbürgerliche Erbe. Louis Pretzel spielte Klavier und ließ seine Kinder mindestens ein Instrument erlernen;¹¹ vor allem aber war er ein ausgemachter Literaturliebhaber, was sich auch im Alltag vielfältig niederschlug. Wie aus den erhaltenen Briefen an seine Kinder hervorgeht, hat er seine Ausführungen gerne mit gelehrten Zitaten und Anspielungen dekoriert, und regelmäßig las er den anwesenden Familienmitgliedern aus ausgewählten Büchern vor. Im Frühjahr 1918 brachte er zum Beispiel allabendlich einige Seiten aus dem autobiographischen Abenteuer- und Schelmenroman *Ut mine Stromtid* des niederdeutschen Schriftstellers Fritz Reuter zu Gehör, was wohl «auf Raimunds inständiges Bitten» geschah.¹²

Derart angeleitet, entwickelte sich dieser bald selbst zu einem passionierten Leser, zumal seine intellektuellen Neigungen auch außerhalb der Familie reichlich gefördert wurden. Am Königsstädtischen Gymnasium, das er bis zum Herbst 1924 besuchte, bot ihm eine «Arbeitsgemeinschaft für deutsche Literatur» die Möglichkeit, mit interessierten Mitschülern über zeitgenössische Autoren wie Stefan George oder Franz Werfel zu diskutieren. Aber nicht nur dort konnte Raimund Pretzel «geistige Höhenluft» atmen.¹³ Zusammen mit einem Lehrer hat er im März 1925– in zwischen war er an das humanistische Schillergymnasium in Berlin-Lichterfelde gewechselt – eine Aufführung der antiken Tragödie *König Ödipus* von Sophokles inszeniert, und in zwei der insgesamt vier Vorstellungen wurde sogar der griechische Originaltext vorgetragen. Des weiteren hat er auch mit Freunden und Bekannten gerne hochfliegende Probleme gewälzt und sich beispielsweise «über die Zusammensetzung gut-schlecht und stark-schwach» unterhalten, wie man aus dem Tagebuch des Zwölfjährigen erfahren kann.¹⁴

[...]